

Arne Willander

# Als es Rock und Pop und die Jugend noch gab

**Bis Woodstock schien die Sache klar: die Jugend war aufmüpfig, ihre Musik subversiv. Jetzt sind die elektronischen Medien am Zug, und Musik ist kein Bindemittel der Jugendlichen mehr.**

## Vom Anfang...

Einst war es einfach. Es gab eine Jugend, die hatte nicht viel zu sagen. Es gab eine Musik, die funktionierte als Sprachrohr. Es gab einen Sänger, der hieß Elvis Presley. Und es gab einen Generationskampf, der verlief zwischen bloß zwei Parteien: Die einen waren die Alten, meist waren die Alten auch Eltern, und die anderen waren die Jungen, immer auch Söhne und Töchter von den Alten. Der Rock 'n' Roll kam in den fünfziger Jahren aus Amerika nach Deutschland wie so vieles, aber anders als so vieles befestigte er nicht die Verhältnisse, einte nicht die Menschen und wurde nicht als Segnung begrüßt. Der Rock 'n' Roll galt als subversiv, er verhalf der Jugend zu einer genuinen Stimme, er verhieß Aufbruch. Es formierte sich, in Deutschland nur wenig später als in den USA, die Popkultur, die auch Jugendkultur genannt wird, und die bis heute schwammig, amorph und undefinierbar geblieben ist. Rock 'n' Roll und Pop nämlich sind auch Genre-Bezeichnungen, sind Musikstile, über die auch nur vage Verabredungen bestehen, etwa: Der Rock ist das Harte, das Ursprüngliche, mit einem Rocker ist nicht zu spaßen; der Pop dagegen bedeutet Spaß, ist flauschig und ironisch und drückt ein insgesamt positives Lebensgefühl aus.

## ...bis Woodstock

Die Jugend hat es sich erkämpft. Sie hat es in Rock 'n' Roll-Kellern geprobt und in Beat-Schuppen, sie hat allmählich das Radio erobert in den guten alten

Zeiten, als aus Hilversum die neuen Töne kamen, und später im Fernsehen, wo »Beat-Club« und »Disco« zum gesellschaftlichen Konsens wurden, wo der »Rockpalast« mit stundenlangen Konzert-Übertragungen unmittelbar die Atmosphäre des Ereignisses ins Wohnzimmer transportierte. Sie hat, durch blanken Zufall, ein unvergeßliches Spektakel inszeniert, das heute als »Woodstock« berüchtigt ist und wie eine Initialzündung wirkt. Damals galt die Popkultur als »Gegenkultur« zum Bestehenden, gegen das Elitäre der »high culture«, gegen die Erwachsenen, gegen das Tradierte. Woodstock schien die Jugend der Welt zu einen in einer milden Revolte, die aus den chaotischen Unwägbarkeiten eines schlecht organisierten Festivals entstanden war: Die Gegenkultur bestand aus Menschenmassen, mangelnder Hygiene, nackten Körpern und einer Menge Matsch. Auf der Bühne spielten Rockgruppen, aber wer tatsächlich spielte, war ziemlich egal. Man nannte derlei Improvisationsgeist »happenings«. Es geschieht etwas irgendwo, man muß irgendwie dabei sein, aber Grund und Anlaß konnten großzügig vernachlässigt werden.

Drumherum gab es ein paar Stichworte und Parolen, »Love and Peace« war das zentrale Motto, politisch nur scheinbar. Denn der Protest gegen den Vietnamkrieg, der einherging mit dem allgemeinen Auftrieb der libertären Jugendkultur, führte natürlich nicht zum Ende des Vietnamkriegs – er war eher eine Chiffre für den alten Konflikt aus den einfachen Zeiten: zwischen den Jungen und den Alten, dem Aufbegehren und dem Bewahren, der Offensive und der Verteidigung. Ein Krieg durchaus – allein mit einem Patt zu beenden.

## Das Jahr, als Elvis starb

Die Popkultur mußte also so alt werden, daß die Jungen von einst selbst zu

den Alten der Gegenwart werden konnten, und natürlich geschah dies in den siebziger und achtziger Jahren. Die Demarkationslinie zwischen den Generationen wurde biologisch aufgehoben. Die Zeit heilte viele Wunden. Man konnte sich etwa auf Elvis Presley einigen, der 1977 starb und mit dem die Gründergeneration beerdigt wurde. Man konnte sich auch einigen auf die großen Toten des Rock 'n' Roll, die Märtyrer und Sektenstifter, die Schmerzensmänner und Leidensfrauen: Jim Morrison, Jimi Hendrix, Janis Joplin, später viele andere mehr. Und man konnte sich allmählich darauf einigen, daß Rockmusik und Popmusik und Jugendkultur vor allem der Unterhaltung dienen, daß Ideologie darin nichts zu suchen habe und daß ein Fünfzigjähriger noch immer dazugehören darf – belächelt zwar, ein Relikt, aber geduldet.

## Vom »alten« Rock 'n' Roll zum Punk

Das ungefähr ist der Stand der ausgehenden neunziger Jahre: Der Rock 'n' Roll sieht selbst ganz schön alt aus, er ist eine antiquierte Form, die immer mal wieder mit neuem Leben gefüllt wird, variiert, wiedererweckt – neu erfunden nie. Es kommt selten ein neuer Held hinzu, der dann stirbt wie Kurt Cobain vor ein paar Jahren, was noch einmal zum Fanal taugte und zur Diskussion über Star-Ruhm und Drogenkonsum – denn daran war der amerikanische Musiker zugrunde gegangen. Sein Untergang wirkte archaisch, ja mythisch vor der Folie der allgemeinen Säkularisierung der Popkultur, in der Kult stets wichtiger gewesen war als Kultur, das Zeichen wichtiger als die Substanz, die Handlung wichtiger als die Botschaft. »No Future!« war in den siebziger Jahren die Parole des Punk, der ersten Gegenbewegung zum Rock 'n' Roll – eine Bewegung, die gegen die Sa-

turiertheit der Väter wütete und kaum einige Jahre währte. Punk wurde eingemeindet, wurde ein gesellschaftlicher Begriff und schließlich ein Bild: das des Punks in der Fußgängerzone, der eigentlich Punk heißen müsste, aber zu Recht falsch bezeichnet wird, weil ihm das subversive Potential fehlt und jede Ahnung davon, was Punk einmal bedeutet hatte. Andererseits hat es freilich nicht viel bedeutet außer »No Future!«, und die Punks haben ja auch nicht recht behalten. Die Zukunft kam jeden Tag, und heute gehen die »Sex Pistols«, die den Punk vor zwanzig Jahren losgeschlagen hatten, auf eine Wiedervereinigungs-Tournee, bei der sie die Gespenster der Bewegung verhöhnen. Punk ist Selbstverachtung als Zynismus, die letzte häßliche Fratze des Industriezeitalters, die Kapitulation vor dem Bestehenden. »I've seen the future,« verkündete der alte Weise Leonard Cohen am Ende der achtziger Jahre, »it is murder.«

### Was die Jugendlichen wollen: Rave und Techno

Der Resignation der Popkultur, wie wir sie noch kannten, setzt die Jugend der 90er Jahre eine Unbekümmertheit entgegen, die gern Hedonismus genannt wird. Sie ist indes verschieden vom Hedonismus der Jahrzehnte zuvor, denn Jugend bedeutet immer auch Hedonismus, wie auch nicht? Man könnte die Entwicklung der Jugendlichen dieser Jahre auch als einen Rückzug ins Private bezeichnen, in Nischen-Existenzen, in die Freizeitgesellschaft. »Tribalisierung« nennen die Pop-Denker die Zersplitterung und Zerfaserung der Jugend selbst, die sich nicht mehr wie ehemals gegen die Alten und die anderen abgrenzt, sondern in sich zerschlissen und desintegriert erscheint. Gut und Böse, und seien sie Konstrukte, sind nicht mehr erkennbar, und die Gesellschaft hat die Jugendlichen abgeschrieben. Sie nutzen den Fortschritt, der sich noch bietet, sie sind verantwortlich im Privaten und haben die Lehren aus Ökologie und Informatik gründlich gelernt. Musik aber eint sie nicht, sie weist nicht über sich selbst hinaus, und auch die Jugend bleibt im virtuellen Schneckenhaus. Das Konzert von einst (das es selbstverständlich noch immer

gibt) wurde als Brennpunkt ersetzt durch den sogenannten Rave, der in der Diskothek, auf der Straße, auf dem Feld oder in der Kiesgrube stattfinden kann.

### *Musik aber eint sie nicht, sie weist nicht über sich selbst hinaus*

Der Rave ist selbstreferentiell und hermetisch, er dient der bloßen Bewegung, dem blanken Konsum, er organisiert oft Tausende von Menschen und ist doch ein quasi-autistisches Phänomen. Er braucht keine Stars, bestenfalls Repräsentanten, und seine Zeichen und Embleme verweisen nur noch auf sich selbst. »Move!« heißt jetzt eine Parole. Der »Camel-Move« etwa bezeichnet nichts als die Marketing-Maßnahmen eines Zigarettenherstellers, der Party-Veranstaltungen finanziert, bei denen er seine Ware anpreist. Die Musik zur Bewegung ist der Techno, in dem es meistens blubbert und knallt und fiept – sanftere Varianten heißen Acid, House, Dub, Ambient oder TripHop, was aber auch ziemlich gleichgültig ist, weil sich – anders als früher bei Jazz, Blues, Folk, Heavy Metal – kaum Exegeten finden lassen, die Ordnung in das Begriffsgewirr bringen. Techno ist egalitär, der Bewegung und dem Augenschein gewidmet, und die begleitenden Drogen – am bekanntesten das Ecstasy – gehören einerseits zur Techno-Folklore, garantieren andererseits die notwendige Stimulation bei stundenlangen Tanzunternehmungen.

### Die Jugend tanzt...

Die zentrale Veranstaltung einer sonst verstreuten »Szene« bildet die »Love Parade« in Berlin, die 1996 einen neuen Besucherrekord verzeichnen konnte: mindestens 500.000 Menschen bewegten sich zwischen Vchikeln und Buden über die Straßen. Als es vor sechs Jahren begann, meldeten die Organisatoren ihr offenkundig sinnfreies Spektakel noch als »politische Demonstration« an; heute, da niemand mehr die Richtungslosigkeit des lärmenden Zuges bezweifelt, ist das Rubrum unwichtig. Die »Love Parade« ist als Massenbelustigung und Volkszerstreuung tatsächlich ein Politikum; die Stadt räumt den Müll fort und stellt die Poli-

zei zur Verfügung. Dabei ist es natürlich friedlich, nur Erschöpfungsunfälle sind zu beklagen, Ohnmacht und Dehydration. Die Jugend tanzt, und es ist Karneval.

### ...und das Fernsehen hält Schritt

Aber als Medium ist es zu langsam, zu mittelbar, zu pädagogisch. Die traditionellen Sender haben den Anschluß in den achtziger Jahren verpaßt: Sowohl die Sendungen, die Videoclips zeigten, als auch die Live-Übertragungen aus dem »Rockpalast« wurden eingestellt, neue Formate nicht etabliert. MTV füllte die Lücke und erweiterte sie, VIVA gelang in Deutschland ein Pendant, und beide Kanäle werden konsequent genutzt. Es sind die Videoclips, die heute den Markt der populären Musik bestimmen, ihr Einsatz bedingt den kommerziellen Erfolg. Sogar das Radio ist beinahe obsolet im Vergleich mit der

### *Es sind die Videoclips, die heute den Markt der populären Musik bestimmen*

panischen Ästhetik der Musikvideos, die heute fast ausschließlich die Hits generieren. Die Jugend nutzt das Medium entweder direkt zum Konsum oder als Informationsquelle und Katalog, aus dem souverän das Gewünschte ausgewählt wird. Es ist einfacher geworden, aus dem unübersichtlichen Angebot das Passende zu filtern; die Sendungen der Video-Kanäle besorgen schon die Vorsortierung nach Genres. Relevant ist aber vor allem die »heavy rotation«, welche die Frequenz vorgibt, mit der ein Clip gezeigt wird. Was so rotiert, das ist der größte anzunehmende Konsens der Zuschauer. Folglich setzt er sich durch.

### Wo bleibt die Szene?

Dagegen ist die traditionelle »Clubkultur« eine Minderheiten-Angelegenheit, und die Jugendlichen sind in dieser Minderheit eine weitere Minderheit. In den kleinen Konzert-Clubs stehen in der Mehrheit jene, die ihre Jugend gerade hinter sich gebracht haben, die dem Geschehen zwar dem Alter nach nicht fern, dem Interesse nach jedoch enthoben sind. Sie sind gar nicht mehr

Teil einer »Szene«, sei sie auch nur durch Kleidung, Attitüde oder Alter bestimmt. Sie haben einen Geschmack oder eine Präferenz, aber ein Konzert stiftet nicht mehr Zusammengehörigkeit oder Identität als ein Theaterabend. Die Jugend hat sie spätestens entlassen, als sie den Jargon nicht mehr beherrschten, den Ton des Tages und den Geist der Zeit nicht mehr trafen. Die Globalisierung bringt es mit sich, daß Jugendliche in aller Welt einander verstehen und über Internet kommuni-

zieren können – den Älteren sind sie so fremd und unverständlich wie eh und je. Die Popkultur jedoch ist weder Transmissionsriemen noch Unterscheidungsmerkmal, sie ist beliebig und ein Club für alle. Es herrscht das postmoderne Prinzip der Möglichkeit, der allgemeinen Vereinbarkeit. Die Codes der Techno-Gesellschaft müssen nicht gedeutet werden, weil sie nichts besagen. Die Codes der Popkultur sind Alltag geworden.

Und neulich, bei einem Konzert des

berühmten Neil Young, schien es dem Autor, als seien alle Pop-Generationen am Ort gewesen. Nur die Jugend, das Phantom, war wieder nicht da. Es war »Love Parade« in Berlin (s. o.). ■

#### DER AUTOR

Arne Willander studierte Germanistik und ist Musikredakteur der Zeitschrift »Rolling Stone« in Hamburg.